

[Festvortrag zur Dritten Tagung Deutsche Polenforschung, Gießen, 20. bis 22. März 2014]

Juri Andruchowytch

### **Die Polen. Aus der Perspektive eines Angenäherten**

Für mich hat die polnische Literatur mit der polnischen Musik begonnen. Aber denken Sie jetzt bitte nicht an Chopin, noch weniger an Moniuszko oder gar Lutosławski. Nein, nicht sie – bei allem Respekt vor diesen Namen.

In meiner Jugend erschien Polen als musikalisch freies, irgendwie häretisches Territorium. Die Musik, die aus Polen bis zu mir drang, war rozrywkowa, was bei uns so viel hieß wie Unterhaltungsmusik, obwohl ich aus dem Wort „rozrywkowa“ vor allem „rosryv“, Riss, heraushöre, und das entspricht wohl der Wahrheit, wenn man an die klare Absage denkt, die dem sowjetischen Schlager erteilt wird. Zudem hat sie, diese rozrywkowa-Musik aus Polen, manchmal einfach in Stücke zerrissen. Alles angeblich Unterhaltsame dieser polnischen Musik wurde durch ihren künstlerischen Anspruch ausgeglichen. Grechuta und Niemen waren meine Helden.

Sie erreichten uns über die Wellen von Radio Polen aus Warschau. Das, was ich auf Langwelle hören konnte, war nicht einmal das melomanische dritte Programm (Trójka), sondern das erste (Jedynka). Die Trójka galt vielleicht als ideologisch vergiftet und drang nicht bis zu uns, also musste ich mich mit der Jedynka zufrieden geben, was aber im Vergleich zu „Moskau“ und „Kiew“ überhaupt nicht schlecht und manchmal sogar fantastisch war.

Die Jedynka drang zu uns vor, schließlich sind wir die Westukraine. Die geografische Nähe spielt bei all dem eine große Rolle. Wäre ich auch nur 100 – 150 km weiter östlich auf die Welt gekommen, ich hätte keine Ahnung von diesen wundervollen Aspekten des Daseins gehabt.

Die geografische Nähe hatte auch Einfluss darauf, dass die klassische polnische Literatur in meiner Heimatstadt in mindestens zwei dinglichen Objekten präsent ist. Adam Mickiewicz erscheint uns als nobles, grünspaniges Denkmal auf dem Platz, der seinen Namen trägt und den die hiesige Jugend wegen ihm, Mickiewicz, „Plaschtsch“ (Mantel) nennt. Franciszek Karpiński hingegen in Form einer Gedenktafel am ehemaligen Jesuitenkolleg, wo er wohl studiert hat.

Dabei ist die Beziehung des Letzteren zu Stanislaw ganz direkt, die des Ersteren zutiefst symbolisch. Das Mickiewicz-Denkmal wurde zum 100. Geburtstag des Propheten errichtet, also im Jahr 1898, zu Zeiten Österreichs-Gott-hab-es-selig, wie wir so schön sagen. Natürlich hat die polnische Gemeinde mit der Errichtung des Denkmals ihre kulturelle Dominanz manifestiert. Nebenbei bemerkt ist in den meisten Fällen kulturelle gleich politische Dominanz.

Über die Geburt Franciszek Karpińskis wird eine hübsche Legende mit dem Gebirgsräuber Oleksa Dowbusch in der Hauptrolle erzählt. Dowbusch habe mit seiner Bande das Anwesen der Karpińskis genau in der Nacht überfallen, als die Hausfrau mit dem künftigen Dichter niederkam. Als er davon hörte, rief unser furchtloser Hauptmann nicht nur seine Rächer des Volkes zurück und befahl, nichts und niemanden anzurühren und in Frieden das Anwesen zu verlassen; er verstreute auch eine Kappe voll goldener Münzen aus seinem Privatbesitz, was dem Neugeborenen Glück bringen sollte. Das Ehepaar Karpiński soll so gerührt gewesen sein von der Güte des Räubers, dass der Junge als zweiten Vornamen seinen Namen erhielt, weswegen er tatsächlich nicht einfach Franciszek, sondern Franciszek-Oleksa Karpiński ist.

Über Mickiewicz existieren keine lokalen Legenden, es gibt nur den Witz mit dem Mantel und dem Buch. Diese beiden romantischen Attribute haben am Denkmal ihren Platz gefunden, was es den spitzzüngigen Ukrainern erlaubt von einem unbekanntem, verirrteten Polen zu fabulieren, der davon träumt, nach Polen auszureisen, aber kein Geld hat, weswegen er versucht, Buch und Mantel zu verkaufen. Ich persönlich habe ein sehr kühles Verhältnis zu Denkmälern. Mit anderen Worten, meistens gefallen sie mir nicht. Das Adam Mickiewicz-Denkmal in Franyk gehört aber ganz objektiv bis heute zu den schönsten der Stadt. Ich bin dafür, dass es auf ewig dort stehen bleibt, wo es steht.

Den großen Dichter erkannte ich Mickiewicz, als ich 17jährig die Vertonung seines Sonetts „Gute Nacht“ hörte, gesungen von eben jenem Niemen.

Czesław Niemen war für mich der wichtigste Begleiter in die polnische Poesie. Denn wenn du plötzlich Niemen-Fan geworden bist, kannst du nicht anders, als dich in Norwid zu versenken. Cyprian Kamil Norwid war für sein 19. Jh. ein seltsamer, irgendwie vorzeitiger Dichter. Manchmal rechnet man ihn als Vierten zu den polnischen Propheten, manchmal nicht. Ganz unbedingte Propheten gibt es drei – Mickiewicz, Słowacki und Krasiński; Norwid ist eher ein fakultativer Prophet. Aber ich würde ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, in eine Reihe mit den drei anderen stellen. Schon der Name, überhaupt nicht polnisch, sondern germanisch, und das in Verbindung mit den Vornamen, Zypressen-Cyprian und Kamillen-Kamil, obwohl Kamil vielleicht nicht von Kamelie, sondern von Kemal, also Kamel kommt. Dazu der asketische Apostel-Habitus. Die Antithese zur rasierten und geschorenen Polnischen Volksrepublik oder gar der grobschlächtigen Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei.

Hätten wir Ukrainer so einen Klassiker gehabt wie Norwid, dann wäre er in der Sowjetukraine absolut verboten gewesen, und dafür, seine Gedichte in ein geheimes Heft zu schreiben, wäre man ins Gefängnis geworfen worden. Gut, dass wir keinen solchen Klassiker hatten.

Am meisten hat Niemen Norwid vertont. Vielleicht hat er ihn, so wie ich, über die drei Haupt-Propheten gestellt. Apotheose dieser Norwidomanie war das Doppelalbum „Idée Fixe“ (1978). Ich weiß noch, wie wir Lemberger Studenten deswegen den Musikladen „Melodia“ stürmten. Es war wie verhext – immer schnappte man es uns vor der Nase weg. Erst beim vierten, wenn nicht gar beim fünften Versuch gelang es uns, es zu erhaschen. Wie sich herausstellte, war es nicht nur ein wunderbares Doppelalbum. Als wäre das nicht genug des Glücks, gab es obendrauf eine 45er Single mit Niemens Musik zur Aufführung von Słowackis „Sen srebrny Salomei“. Und darauf das hochfliegende „Lied Wernyhoras“ als plötzliche Erhellung zum Thema der Schule der ukrainischen Romantiker. Wernyhora ist auch ein Prophet, aber unser ukrainischer, also ein fiktiver. Wobei wir außer bei Słowacki wenig über Wernyhoras Existenz gelesen haben und deshalb auch kaum etwas über ihn wissen.

Wer ist das also, dieser Wernyhora?

In Lemberg wurde Niemen wie ein Verwandter aufgenommen. Als ob er Wernyhora wäre. Es heißt, beim Konzert im Lemberger Opernhaus hätten sich Niemen und der Lemberger nonkonformistische Dichter Hryzko Tschubai einen Wortwechsel geliefert. Letzterer habe lautstark irgendwo aus den hinteren Rängen „Nie jesteś moja“ gefordert. Worauf Niemen antwortete: „Jestem, Grzesiu, jestem“<sup>1</sup>, und klar wurde, dass Niemen und Tschubai sich kannten. Wie das geschehen konnte, bleibt ein Rätsel: Niemen wurde in Lemberg doch bestimmt von denselben KGBlern bewacht, die Tschubai das Leben schwer machten. Und selbst wenn es nicht dieselben waren, dann wurde er doch bewacht. Interessant, wie sie wohl später ihren Vorgesetzten über das Konzert Bericht erstatteten?

---

<sup>1</sup> „Du bist nicht mein“ – „Dein, Hryz, dein“

Während Niemen sich entschlossen in Richtung Progressiv und Rock-Avantgarde bewegte, immer mehr mit Elektronik und musikalischen Abstraktionen experimentierte, gab sich Marek Grechuta betont altmodisch, wie nicht aus dem Hier und Jetzt, als Romanzen- und Balladen-Barde, Zwischenkriegs-Jungpole. Grechuta war Décadent und Skamandrit in einem, nur nicht in der Literatur, sondern in der Musik und mit ungefähr vierzig Jahren Verspätung. Also ein musikalischer Post-Décadent und Post-Skamandrit. Er drückte auf die Tränendrüse, und es war ein bisschen peinlich zuzugeben, dass man ihn mochte – ungefähr so, wie zuzugeben, dass man Okudschawa mochte. Aber peinlich oder nicht, Grechuta (ja, und natürlich auch Okudschawa) gefielen mir.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich auch Demarczyk mochte. Von ihr verliehen Linien (“Sonnenadern an der Wand”) zu Tuwim, Baczyński. In Abwandlung eines möglichen<sup>2</sup> Satzes von Iwaszkiewicz, dass die polnische Literatur vor allem Poesie sei, möchte ich sagen, dass die polnische Literatur für mich vor allem gesungene Poesie war.

Niemen, Grechuta und sogar Ewa Demarczyk waren Pfadfinder, wenigstens für mich. Wohin führten sie mich?

Um zu antworten muss wieder der eine, sakramentale Name genannt werden: Lemberg. Meine Studentenjahre, von denen ich hier schon begonnen habe zu erzählen, bestanden zu einem großen Teil aus Bewegung im Zentrum Lembergs, eine Art Zentripetalkraft. Jagd nach Büchern. Auch nach Schallplatten, wie Sie schon wissen, vor allem aber nach Büchern. Bücher waren eine eigene Wirklichkeit, und sie schlüpfte heraus. Bücher gab es massenweise (Millionen) auf den Regalen und Stellagen der Buchgeschäfte, die ihrerseits ebenfalls unzählbar waren. Aber mich (und unseren ganzen Kreis) beschäftigten nicht die Bücher auf Regalen und Stellagen, sondern die unsichtbaren, die sog. “Bücher gesteigerter Nachfrage”. Sie waren in wenigen Minuten ausverkauft, blitzartig bildeten sich Schlangen, und dann waren sie weg. So eilten wir, nachdem wir im Laden “Poesie” wieder einmal leer ausgegangen waren, wie verrückt zum Geschäft “Freundschaft”. Obwohl “Das Schloss”, “Der Prozess” und selbst “Ulysses” dort nur auf Polnisch zu haben waren, kauften wir. Nur keine Angst vor dem Polnischen, sich daran gewöhnen, es zu lesen. Wir hatten keine Wahl. Auf Polnisch lesen oder überhaupt nicht – “Krieg der Welten” und “Der Pate”, “Lady Chatterleys Liebhaber” und alle, alle anderen.

Irgendwo zwischen “Poesie” und “Freundschaft” (hier gab es, glaube ich, auch ein Antiquariat) liegt der Anfang meiner polnischen Bibliothek. Ich las die Polen in Übersetzung und im Original: Gałczyński – Kochanowski – Różewicz – Herbert – Wojacek – Iwaszkiewicz – Leśmian (bald mache ich mich daran, ihn zu übersetzen, und bemerke nicht, dass ich das in syllabischen Versen tue, weswegen die Zeitschrift „Wseswit“ auch den Abdruck verweigerte) – Grochowiak – Harasymowicz – Tuwim – wer noch? Przybyszewski oder Przyboś? Staff oder Stern? Sliwiak oder Kubiak?

Also war die polnische Literatur (wenigstens für mich) doch vor allem Poesie. Fast ausschließlich die Poesie selbst. Die von Dmytro Pawlytschko 1979 zusammengestellte und herausgegebene zweibändige „Anthologie Polnischer Poesie“ zerstreute meine letzten Zweifel.

Als Student habe ich auch zum ersten Mal den Namen Miłosz gehört, in Verbindung mit der Solidarność, ihrer Zeit, ihrer ersten Saison, ihren Protesten. Ein Dozent für wissenschaftlichen Kommunismus, alt wie ein Brontosaurier, ehemaliges Mitglied der KPWU<sup>3</sup>, also ein Subjekt, dem die polnische Spezifik alles andere als fremd war und der laut

---

<sup>2</sup> Falls er sich wirklich einmal so geäußert hat – ich habe mir das einmal gemerkt, kann jetzt das Zitat aber nirgends finden.

<sup>3</sup> Kommunistische Partei der Westukraine, die in Galizien des Zwischenkriegspolens gegründet wurde und bis 1939 existierte

„alles, was derzeit in Polen passiert“ verurteilte, erklärte plötzlich: Um Volkspolen vom Bruder UdSSR loszureißen, schreckt die imperialistische Weltverschwörung nicht einmal davor zurück, den Nobelpreis feudal-herablassend einem "bisher völlig unbekanntem und wenig begabten Dichter" zu gewähren, "einem gewissen Czesław Miłosz." Miłosz' Namen hörte ich also ungefähr gleichzeitig mit den Namen Kuroń und Michnik, auf deren Renegaten-Dissidenten-Köpfe unser Großväterchen Dozent immer feurigere Blitze warf. Er tat das mit einer solchen Komintern-Leidenschaft, dass man unbedingt sofort losrennen und die Gedichte dieses verdammten Dichters Miłosz ergattern, gierig lesen und auswendig lernen wollte. Ganz zu schweigen davon, dass die rätselhaften Zwillinge Kuroń und Michnik nach seinen Philippiken besondere, märchenhafte Anziehungskraft entwickelten.

Hier haben wir es, das Schlüsselwort - Anziehungskraft. In jenen sowjetischen Zeiten lockte Polen immerzu mit seinen Konsumwaren und einer Meinungsfreiheit, bei der fast alles erlaubt schien. Polen war durch und durch Wollust - zumindest intellektuell. Nur die Polen selbst konnten glauben, dass sie unter Kommunisten und Zensur litten. Dabei wurden bei ihnen seelenruhig Worte, Sätze und ganze Absätze (!) veröffentlicht, für die man bei uns nicht nur den Verfasser sofort ins Gefängnis gesteckt hätte, sondern auch den, der das Zeug zufälliger- oder unvorsichtigerweise gelesen hatte. Hontschars recht unschuldiger Roman "Der Dom von Satschipljanka" (Sobor), wegen dem der Verfasser durchaus ernst zu nehmende Schwierigkeiten bekam, eine strenge Parteirüge inclusive, galt in ihrer vorbildlich-liberalen Situation fast schon als kanonisches Beispiel für Sozialismus. So dass man sogar auch ihre Sozialisten lesen konnte.

Ganz zu schweigen von ihren Nicht-Sozialisten. Die katholischen und neokatholischen Schriftsteller, die neomarxistischen, die Nihilisten, Absurdisten, Surrealisten, Pataphysiker, die poetische "Neue Welle", die bourgeoise-nationalistischen Kosmopolit-Emigranten, die offen und frech publiziert wurden und der konsternierten UdSSR einfach den Stinkefinger zeigten. Uns blieb nur, neidisch zu sein, jede Woche die Satirezeitschrift "Szpilki" zu kaufen, Radio Polen zu hören und - wenn man das Glück hatte, in Lemberg zu leben - ihr Fernsehen zu schauen, z.B. die erotischen Spätfilme in der Ära von General Jaruzelski. Die Wollust kannte keine Grenzen.

Der Umbruch Ende der 1980er Jahre war ein ganz besonderer historischer Moment. Im Grunde kann man ihn heute noch als "Perestroika", Umbau, bezeichnen, oder vielleicht als "Prozess, der nicht mehr aufzuhalten war". Schon in Moskau wurden praktisch alle gedruckt. Was sollte man also über Polen sagen? Unser Horizont des Polen-Lesens erweiterte sich damals um ein Vielfaches: wie die AK aus dem Hinterhalt oder die Warschauer Aufständischen kroch der Samizdat aus unzähligen unterirdischen Kammern, dazu der Tamizdad (die Emigranten) -Herling-Grudziński, Czapski, Kołakowski, hundert andere. Ungefähr in der Zeit hörte ich erstmals von Gombrowicz. Um die Sache zu simplifizieren, nannte ihn mein Gesprächspartner "den polnischen Nabokov". Da ich gerade alles gierig las, was es vom russischen Nabokov gab, erzitterte ich ehrfürchtig vor Gombrowicz. Schon die Titel seiner Romane verdrehten mir den Kopf - "Pornographie", "Kosmos". Die Titel zeugten von absoluter Herablassung und ästhetischem Sadismus. Romane mit solchen Titeln mussten einfach genial sein.

All das zeigte, dass die Polen in Wirklichkeit noch reicher waren, als ich geglaubt hatte, tausend Mal reicher.

Und dazu noch Bruno Schulz, damals. Allerdings handelt es sich eher um ein Missverständnis, dass wir uns so spät trafen. Er war schließlich überhaupt nicht verboten. Doch da fällt mir ein: Mai 1986, Jurko Wynytschuk erzählt, und ich höre zum ersten Mal von Schulz im Hinterhof (nicht Schulz ist im Hinterhof, sondern Jurko erzählt von ihm in

Slawko Dowhans Hinterhof), im Mai 1986. Irgendwie waren wir vom Reaktorunglück von Tschernobyl auf Marcel Proust gekommen und von ihm, klare Sache, auf den polnischen Juden aus Drohobytsch, der es schaffte, "die hochpoetische Schilderung eines Misthaufens oder einer Müllkippe auf mehrere Seiten auszudehnen". Bald darauf las ich in unserer Lokalzeitung die Übersetzung von "Der andere Herbst", gefertigt vom Glaskünstler Mykola Jakowyna, den ich flüchtig kannte. Ein Künstler als Literat? Bruno Schulz hätte nichts dagegen gehabt. Es klang nach einer großen Zukunft. Meine Gedichte der späteren "Exotischen Vögel und Pflanzen" schrieb ich in den nächsten zwei Jahren in der Vorstellung der Schulz'schen (von mir noch nicht gelesenen) Prosa und versuchte dabei, eigene Figuren, Wendungen, Windungen und Kommentare zuzufügen - aber eben in Form von Poesie.

Ungefähr damals konnte ich auch meine erste große Übersetzungs-Erfahrung machen, als 80er schon zu den 90ern wurden. Die Erfahrung bereitete mir die Zeitschrift „Wseswit“, und ihr Name war „Kleine Apokalypse“ von Tadeusz Konwicki. Das Original, das ich mit nach Moskau genommen hatte, war eine Sonderausgabe der Samizdat-Zeitschrift „Zapis“. Solche waren noch ein paar Jahre früher mit geheimen Sonderkurieren verbreitet worden. Während ich an der Übersetzung arbeitete, dachte ich dankbar an die unbekanntenen Drucker des Untergrunds.

Die Moskauer Kulisse spielte in jener Episode eine wichtige Rolle. So sehr, dass der Held meiner „Moscoviada“ Otto von F., bald ganz unbewusst Konwickis Helden nachahmte. Die Hauptfigur eines dem Alkohol und den Frauen verfallenen Schriftstellers ist seitdem für mich eine der Spielarten des zeitgenössischen Don Quichotte. Die schwierigste Aufgabe bestand darin, den ukrainischen Leser wenigstens an einigen Stellen so zum Lachen über Konwickis Kalauer zu bringen, wie mich das Original zum Lachen gebracht hatte.

Was die polnische Literatur als Ganze betrifft, so wurde sie endgültig Prosa – sarkastisch, grotesk-, „strange“ (**sprich Englisch: streindsh**), streng, wütend, bissig, verzweifelt und fröhlich.

Und dann, in den späteren 90ern, brachte sie neue, unbekanntene Nonkonformisten und kompromisslose Früchte eines neuen, apolitischen Underground hervor – „O-Haristen“, „Klassizisten“, die „bruLion-Generation“<sup>4</sup>, ihre Opponenten – und all die anderen.

In den 90ern entdeckten wir die Existenz des anderen und lernten uns persönlich kennen. Die Polen wollten von uns viel weniger wissen als wir von ihnen, aber das war trotzdem viel mehr, als sie vorher gewusst hatten. Zugegeben, wir besuchten sie auch viel häufiger, als sie uns. Ihre raschen, halsbrecherischen Veränderungen, im Vergleich zu unserer ewigen Stagnation, ließen uns schärfer und böser schreiben. Polen wurden endgültig „Ausland“, „Europa“, Westen. Aber noch etwas war wichtig: Die polnischen Schriftsteller waren längst nicht von allem begeistert, das passierte. So hatte ich immer wieder die Möglichkeit, mein „Ihr habt noch keine echten Scheißblöcher gesehen“ zu sagen.

Ich muss noch zwei Dinge erwähnen, die für mich persönlich besonders wichtig waren.

Einmal der kurze, aber sehr produktive Kontakt mit Radosław Okulicz-Kozaryn, dem ich zu verdanken habe, dass ich regelmäßig per Post die frischen Ausgaben der Posener „Czas Kultury“ und die neusten Bücher der neuen polnischen Autoren erhielt, die im Verlag von „Czas Kultury“ erschienen. Von dort erhielt ich mehrmals im Jahr dicke Pakete mit Büchern von Stasiuk, Tokarczuk, Filipiak und vielen anderen; die Pakete waren meistens aufgerissen und zum Schein mit einem extra für solche Zwecke hergestellten Stempel versehen: „Aus dem Ausland beschädigt eingetroffen“.

---

<sup>4</sup> bruLion – «Blaupause», die wichtigste Zeitschrift der 90er Jahre, in der die allerneueste polnische Literatur veröffentlicht wurde.

Außerdem die „Enzyklopädie“ von Varga und Dunin-Wąsowicz „Parnas Zwei. Wörterbuch der nach 1960 geborenen Polnischen Literatur“ . Jeschkiljews und mein MUEAL „Rückkehr der Demiurgen“ war eine direkte Folge dieses phänomenalen Buchs.

So fühlte ich mich Ende der 1990er Jahre der neusten polnischen Literatur schon sehr nahe; längst war sie für mich nicht mehr nur Texte, Bücher und überhaupt Gedrucktes, sondern auch lebendige Menschen –

Natasza Goerke, die am selben Tag im selben Jahr geboren ist, weswegen wir uns oft als Zwillinge fühlen. Andrzej Stasiuk, mit dem zusammen ich nicht nur Texte für ein gemeinsames Buch geschrieben, sondern auch unzählige Stunden in eben jenen Autos, Zügen, Flugzeugen, Fluren, auf eben jenen Friedhöfen und Straßen verbracht habe. Olga Tokarczuk, von der man immer etwas fantastisch Wichtiges erfährt und mit der man bis zum völligen Verlust von Kopf und Sinn streiten kann. Krzysztof Niewrzęda, mit dem man nicht streitet, weil er immer Recht hat. Ein anderer Krzysztof – Varga, mit dem man gut Witze über schlimme Dinge machen kann. Tomasz Różycki, der manchmal mit Tadeusz Różewicz verwechselt wird und dessen Roman (Różyckis, nicht der von Różewicz) „Bestiarium“ für mich das Leseerlebnis des Jahres war. Bohdan Zadura, an dem ich mir manchmal ein Beispiel nehme – hoffentlich im Guten. Jacek Podsiadło, dem ich noch die Übersetzung gereimter Gedichte schulde. Marcin Swietlicki, dem ich, als er mit seinen Musikern arbeitete, einige Bühnengesten abgeschaut habe, von denen ich dann doch keine einzige selbst verwendet habe. Janusz Rudnicki, mit dem du nicht nur einfach so trinkst, sondern im Namen eines verborgenen Ziels, das im selben Maße lästerlich und heilig ist. Piotr Sommer, dank dem es Literatur auf der Welt – „Literatur na Swiecie“ – gibt. Und noch viele, viele andere.

Stanisław Lem, den ich nie getroffen habe, obwohl er mir eine Ausgabe des „Hohen Schlosses“ mit ukrainischer Widmung versehen hat.

Bruno Schulz, dessen Meinung über meine Übersetzung ich so gerne hören würde.

Witold Gombrowicz, dessen geschundene Haut in einem meiner Texte langsam herabsinkt.

Czesław Miłosz natürlich, ohne den es nicht geht.

Die polnische Literatur gehört zu uns wie unsere eigene. Die Ukrainer übersetzen vor allem aus dem Polnischen. Wie in einen fremden, verführerischen Garten steheln sie sich oft hinein in die polnische Literatur. Dort finden sie es interessant, denn es gibt etwas zu rauben. Ich meine das überhaupt nicht negativ – ich bin für den Raub. Die Polen sind und bleiben reicher als wir, sie verlieren nichts dabei. Aber wir gewinnen etwas, neue Arten und Kulturen. Und schließlich stellt sich heraus, dass es sich nicht um Diebstahl und noch nicht einmal um Nachahmung gehandelt hat, sondern darum, dass poetischer Sinn ganz natürlich von einer Sprache auf die andere überspringt.

*Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr*